



Das Labyrinth des Kindes

Als Kind hatte ich ein Labyrinthspiel, es nahm monatelang meine gesamte Freizeit in Anspruch. Es war im Grunde genommen eine Holzkiste, deren obere Platte mittels zweier Drehregler um ihre Längs- und um ihre Querachse gedreht werden konnte. Auf dieser obersten Platte waren schmale Holzleisten aufgeleimt, die einer Metallkugel, welche man an 60 Löchern vorbeisteuern musste, gleichermaßen als Wegweiser wie als Hilfsbanden dienten.

Bei meinen ersten Versuchen war immer schon bei Loch eins Schluss, doch ehe sich Frustration einstellen konnte, überwand ich das erste Loch und landete erst im zweiten. Ja, tatsächlich ich, denn ich fühlte mich als die Kugel, ich war die Kugel. Ich weiß noch genau, welche Passagen die schwierigsten waren. Der Platz zwischen Kugel und Loch war dort so eng, dass jederzeit der Absturz drohte. Nach vielen Wochen des Trainierens konnte ich die Kugel aber nach Belieben, ja, fast blind durch das Labyrinth steuern, über das letzte Loch mit der Nummer 60 hinaus und an den Prellbock und sogar wieder zurück, stundenlang. Später machte ich aus mir, der Kugel, einen Skiweltcupslalomläufer – was heißt: einen, viele machte ich daraus. Ich wedelte als David Zwilling, als Alfred Matt, als Christian Neureuther, als Edmund Bruggmann, als ich weiß nicht mehr wer aller durchs Labyrinth, fiel ich in ein Loch, war das ein Einfädler, ich führte Ergebnislisten, bestritt ganze Weltcupssaisonen und war überrascht, welcher Sieger ich war.

Das Labyrinth war geruchlos.

Das Labyrinth des Schreckens

In Stanley Kubricks Film „Shining“ spielt ein labyrinthischer Garten, der zur Anlage des Overlook-Hotels gehört, eine herausragende Rolle. Zum Ende der Touristensaison – die letzten Som-

mergäste verlassen das abgelegene Gebirgshotel – zieht Jack Torrance mit Frau und Sohn ein, und wir kennen den Schrecken, der folgt. Zunächst aber ist noch alles schön, und Mutter Wendy und Sohn Danny erforschen mit Versuch und Irrtum in herbstlich klarer Luft das riesige Labyrinth, dessen Gänge mit jenen des Hotels korrespondieren. Am Ende des Films wird das Labyrinth im nächtlichen Wintersturm zum Schauplatz einer gruseligen Verfolgungsjagd – der irre gewordene Vater verfolgt Frau und Kind, ganz offensichtlich, um sie zu zerstückeln (wozu sonst die Axt, die er mit sich führt, so wie Nosferatu seinen Sarg?). In meiner Studentenzeit war ich Filmvorführer mit? in? einem Wanderkino. Zusammen mit einem Freund versorgte ich abgelegene Gemeinden mit Kinofilmen, Mehrzweckhallen und Festsäle von Gasthäusern waren die Aufführungsorte. In unserem R4-Kastenwagen transportierten wir zwei allerdings schon damals antiquierte Filmprojektoren und je nach Länge des Films sechs bis acht Filmrollen („Shining“ hatte sieben, weil es ein überlanger Film war) sowie eine an Ort und Stelle zusammenzubauende wirklich große Kinoleinwand. Einmal veranstalteten wir im Garten des Freundes eine winterliche mitternächtliche Freiluftaufführung von „Shining“. Auf zehn Stühlen saßen zehn Freunde, es war eiskalt und schneite leicht, die Flocken im Lichtkegel wurden eins mit denen im Film, und Wirklichkeit und Schein waren kaum mehr zu trennen. Unser Atemhauch und jener der durch das Labyrinth Hastenden vereinigten sich zu einem einzigen Nebel, der der treibenden und gewissermaßen gleichfalls labyrinthischen Filmmusik – Bela Bartok - zu einem Transportmedium wurde, das alles unsagbar klar in unsere Ohren leitete.

Die ganze Nacht schmeckte nach Schnee.

Das Labyrinth des Duftes

Als ich Ursula Grosers Labyrinth besuchte, duftete es. Es duftete nach Gras oder Heu, jedenfalls sommerlich, es war schon ein wenig dürr, weil, wie mir die Galeriebetreiberin sagte, es in letz-

ter Zeit mit dem Bewässern des Graslabyrinths Schwierigkeiten gegeben hätte. Der Duft war ein angenehm wehmütiger, weil er mich unverzüglich an meine Kindheit erinnerte. Nicht an das Labyrinthspiel, sondern an die Sommer in Mehrn bei Brixlegg, wo wir regelmäßig unsere Sommerfrische verbrachten. Dort war ich, das Stadtkind, Bauernkind, nein, Bauer, ich spielte zusammen mit den wirklichen Bauernkindern Bauer, durfte Kühe striegeln, den Stall ausmisten und auf der Wiese heuen. Das zusammengerechte Heu formten wir zu vollkommen ungeometrischen Wällen und Wellen, zwischen deren labyrinthischen Gängen wir dann Kuh spielten, laut muhend und manchmal auch das eine oder andere Halm Heu fressend.

Der Geruchseindruck von Ursula Grosers Labyrinth war fast noch früher da als der visuelle Eindruck. Ich wäre am liebsten der Grasschlange kriechend gefolgt, nicht schauend, sondern riechend, mit geschlossenen Augen, mich führen lassend von einer Erinnerung. Gewiss, ich hätte damit das Labyrinth zweckentfremdet, aber gleichzeitig zweckbefreundet. Es wäre ein anderer „Übertritt“ gewesen. Der Duft hätte mich dann weitergegeben an die Klänge aus dem Raum mit den „Übertritt“-Bildern, ich hätte dort die Augen geöffnet, aber nur einen winzigen Spalt breit, gerade so weit, dass einzelne Wimpern bei meinem Blinzeln das Flirren der immer dichter werdenden Menschenmasse mit den immer weniger und kleiner werdenden hellen Flecken dazwischen durchsetzt hätten und mich hätten glauben machen, ich blinzelte nicht auf einen großen Bildschirm, sondern auf einen Weiher, in dem die Sonnenstrahlen hüpfen bei zunehmender Bewölkung, oder in den windgestreichelten Blätterschirm eines Baumes, unter dem ich liege.

Ein Sommertag.

Georg Payr